

Dalia Grinkevičiūtė

# Aber der Himmel – grandios

Aus dem Litauischen übersetzt von Vytėnė Muschick

Herausgegeben von Vytėnė Muschick und Anna Husemann

Mit einem Nachwort von Tomas Venclova



Matthes & Seitz Berlin

Dalia Grinkevičiūtės Weg  
in die Verbannung



# Inhalt

Einleitung 7

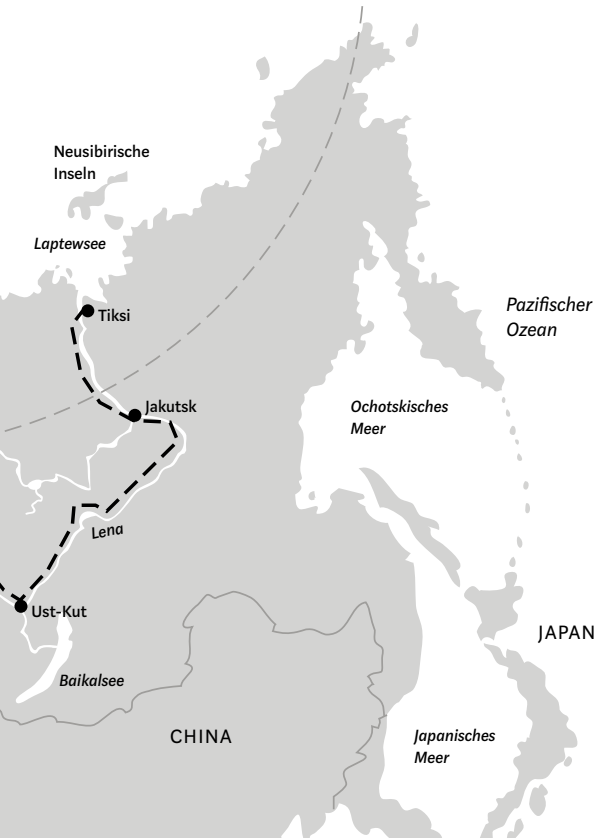
Aber der Himmel – grandios 13

Nachwort 193

Zeittafel 197

Glossar 199

Personenverzeichnis 201



## Einleitung

Am 14. Juni 1941 wird Dalia Grinkevičiūtė, ein 14-jähriges, litauisches Mädchen aus Kaunas, zusammen mit ihrer Mutter und ihrem Bruder deportiert. Nach einer monatelangen Reise mit vielen Zwischenstationen erreichen sie im August 1942 zusammen mit Hunderten von anderen Deportierten die Insel Trofimowsk in der Arktis. Kurz vor Einbruch des arktischen Winters sollen sie hier in der Verbannung ein Lager für sich selbst errichten.

Sechs Jahre später darf Dalia Grinkevičiūtė diesen Ort wieder verlassen, um in Jakutsk 1948 eine Ausbildung zu beginnen. Der Mutter wird vom NKWD verwehrt mitzukommen, sie gelangt jedoch unbemerkt an Bord des Dampfers. Während der Fahrt wird der Betrug entdeckt, der NKWD nimmt Dalia Grinkevičiūtė die Papiere ab und schickt sie kurzerhand zur Strafe in die Kohlegruben nach Kangalas, ohne dass sie sich von ihrer Mutter noch hätte verabschieden dürfen. Als die Förderrichtung eingestellt wird, darf sie nach Jakutsk zurückkehren, wo sie sich ihre Mutter aufhält. Die Mutter weiß, dass sie bald sterben muss und wünscht sich noch einmal ihre Heimat zu sehen und in Litauen zu sterben.

Im Februar 1949 reisen beide Frauen ohne Papiere mit dem Flugzeug aus Jakutien über Moskau illegal nach Litauen. Ein Suchbefehl zwingt sie, sich bei Bekannten und Verwandten versteckt halten zu müssen. Aus Angst vor Entdeckung wechseln die todkranke Mutter und Tochter mehrmals hastig ihre Bleibe.

In dieser Situation – illegal in einem Versteck lebend – beginnt die mittlerweile 22-Jährige ihre Erinnerungen unter äußerstem Druck und mit höchster innerer Anspannung an verschiedenen

Orten, auf losen Blättern aufzuschreiben. Dalia Grinkevičiūtė erinnert sich, was sie als 14–15-Jährige in den ersten Jahren der Verbannung erlebte. Sie berichtet über alles in der Gegenwartsform. Im Strom der Erinnerung wechseln allerdings immer wieder, oft unvermittelt, die Zeitebenen und die Orte. Häufig erzählt sie direkt aus der Situation des erinnerten Geschehens heraus, manchmal merken wir, dass sie aus ihrem derzeitigen Versteck aus auf Vergangenes zurückblickt. Auch die Zeit der glücklichen Kindheit in Kaunas und der Sehnsucht nach ihr ist immer gegenwärtig. Die Aufzeichnungen enden abrupt im Jahre 1942 oder 1943.

Im Frühling 1950 wird der Zustand der Mutter hoffnungslos. Als sie am 5. Mai 1950 stirbt, schlägt Dalia Grinkevičiūtė eine Grube in den Betonboden des Kellers ihres Elternhauses in der Perkūno Allee 60 in Kaunas, um ihre Mutter dort unbemerkt beerdigen zu können. Sie spürt, dass sie vom KGB observiert wird und vergräbt die beschriebenen losen Blätter in einem Weckglas im Garten des Hauses. Dalia Grinkevičiūtė vertraut ihre Erinnerungen der Erde an. Gerade noch rechtzeitig, denn im Mai 1950 wird sie tatsächlich vom KGB verhaftet. Weil sie das Angebot einer Zusammenarbeit ablehnt, wird sie erneut über etliche Gefängnisse und Lager in Kaunas, Vilnius, Moskau und Sverdlowsk in die Verbannung nach Sibirien geschickt.

Erst 1956 darf Dalia Grinkevičiūtė nach Litauen zurückkehren. Sie sucht im elterlichen Garten nach ihren vergrabenen Erinnerungen, findet aber ihre Aufzeichnungen nicht wieder.

In Sowjetlitauen arbeitet sie als Ärztin in einem Provinzkrankenhaus in Laukuva. Die ehemalige Deportierte ist für die lokalen Behörden unbequem, 1974 wird sie entlassen und darf nicht mehr als Ärztin praktizieren. Dalia Grinkevičiūtė zieht zu ihrer engen Freundin Aldona Šulskytė: Dort schreibt sie ihre Erinnerungen nochmals in verkürzter Form auf. Diese Version wird



prilipusos pui 20:20ly,  
utiles turbat utilis  
mas bahsejas unu  
20:20ly unolo. Skauolo  
squarius it caumemis,  
dažn angia; kelius in  
u flausolas. Vu vintelis  
irigelbej, mas yuo mo-  
zide. gubeti, obangian  
judeti, taikiothi.  
St yto uogali aslekti  
kelij je kleip gell  
šiviuo; unobausi  
uno uary i prashodi  
ropoti. Mausiata gu'au-  
20 guetro us šiolu.  
Š flausolas sousi ka  
reily piskureje  
šiviekoms dakt  
uicoue ~~and ketone~~  
Bet + barako. Ko ne

im Untergrund weiterverbreitet, mehrmals abgeschrieben und vervielfältigt. Auf diesem Weg gelangen die Erinnerungen 1979 auch zu Moskauer Dissidenten, später in die USA und erst 1988 erscheinen sie in einer Zeitschrift in Litauen. Dalia Grinkevičiūtė erlebt das nicht mehr, sie stirbt 1987 an einem Krebsleiden.

Erst 1991, als Litauen wieder frei und unabhängig ist, wird das Weckglas beim Umpflanzen einer Pfingstrose entdeckt und die Blätter ins Kriegsmuseum in Kaunas gebracht, wo sie restauriert und abgeschrieben werden. Beide Versionen der Erinnerungen erscheinen 1997 unter dem Titel »Lietuviai prie Laptėvų jūros« (Litauer an der Laptewsee). Heute befindet sich das Originalmanuskript der Erinnerungen von 1949/1950 im Nationalmuseum in Vilnius und gehört zur Pflichtlektüre an litauischen Schulen.

Diese Übersetzung basiert auf den Erinnerungen von 1949/1950, sie reflektieren unmittelbarer, emotionaler und detaillierter die Erlebnisse in der Verbannung. Die unlesbaren Stellen sind wie folgt gekennzeichnet: (...).

Die Geschichte des Manuskripts ist zugleich die Geschichte von Dalia Grinkevičiūtė. Es ist eine Geschichte von losen Blättern, die einen eigenen Charakter angenommen haben, unbeugsam, standhaft und widerstandsfähig. Hier wird ein schutzloses Blatt Papier zum unzerstörbaren Erbe.

Der Vermerk im Archiv zum Manuskript lautet: »Insgesamt 229 lose Blätter. Aus der Erde geholt am 29. April 1991 (in Kaunas, Perkūno Allee 60). Geschrieben mit Bleistift, Tinte, auf einem einfachen Papier.«

\*\*\*

Da ich Dalia Grinkevičiūtė während der Sommerferien in Laukuva bei meiner Tante Aldona Šulskytė persönlich kennenlernen durfte, machte ich es mir zur Aufgabe, ihre sehr persönliche und



zugleich zeitlose Erfahrung in anderen Sprachen zugänglich zu machen. Durch Unterstützung von Books from Lithuania und Matthes & Seitz Berlin ist das jetzt auf Deutsch möglich.

Mein Dank gilt außerdem dem litauischen Kulturattaché in Deutschland Gabrielė Žaidytė, Tomas Venclova, Irena Veisaitė, Delija Valiukėnas, Meike Rötzer, Tomas Mrazauskas, Stephanie Lindner, Martin Muschick, Stephan Muschick und Norbert Beckmann-Dierkes.

*Vytenė Muschick*

Aber der Himmel – grandios

Was ist das? Meine Hand berührt ... kaltes Eisen. Ich liege auf dem Rücken ... schön ... die Sonne ... ein Schatten ...

Ich ahne, ein Abschnitt meines Lebens ist zu Ende. Punkt. Von jetzt an beginnt ein neuer, unbekannter, der Angst macht. 24 Menschen liegen neben mir. Schlafen sie? Wer weiß, jeder hat seine eigenen Gedanken, jeder hat sein Leben hinter sich gelassen, gestern einen Teil des Lebens abgeschlossen. Jeder hat eine Familie, Verwandte, seine Nächsten, geliebte Menschen. Jetzt verabschieden sie sich in Gedanken von allen. Plötzlich ruckelt der Waggon. Von der oberen Liege fällt ein Gegenstand. Niemand schläft. Stille. Ich ziehe mich rasch an, muss mich von Kaunas verabschieden. Alle drücken sich an die Fenster. Es ist alles zu Ende, zu Ende, zu Ende. Schluss, aus. Noch ein Stoß und der Zug setzt sich in Bewegung. Ich sehe die Türme der Karmelitenkirche vorüberziehen, sie glänzen golden in der Morgensonne. Es ist halb fünf. Kaunas schläft noch. Die 63 Waggonen rollen leise und bringen uns, 1500 Litauer, in eine unbekannte Ferne, ein unbekanntes Leben. Tränen in unseren Augen. Die Kinder weinen, als verstünden auch sie alles, sie schweigen, folgen mit ihren Blicken den verschwindenden Bildern der Stadt, den vorüberziehenden Feldern. Seht hin, Kinder, schaut euch das an, prägt euch die Bilder dieser Minuten ein. Viele hundert Augenpaare streifen zum letzten Mal über ihre Heimatstadt ... »Ich weiß, ich werde das hier nicht mehr wiedersehen,« sagt meine Mutter. Diese Worte treffen mich wie Messerstiche. Der Lebenskampf beginnt, Dalia. Gymnasium, Kindheit, Toben, Spielen, Quatsch machen, Theater, die Freundinnen – das ist alles Vergangenheit. Du bist

jetzt eine Erwachsene. Du bist gerade vierzehn geworden. Du musst dich um deine Mutter kümmern, den Vater ersetzen. Mein Lebenskampf beginnt, der erste Akt meines Überlebenskampfes.

Ein Tunnel. Der Zug nimmt Fahrt auf. Nemunas. Petrašiūnai. Wo ist Papa jetzt? Auf Wiedersehen.

Vilnius. Wir stehen im Güterbahnhof. Irgendjemand benachrichtigt seinen Verwandten, einen Bahnangestellten, über die Deportation, bittet ihn, die Mutter zu unterrichten und ihr ein »Gott sei mit dir« zu überbringen. Sie solle für alle Fälle ihre warme Kleidung vorbereiten. Zum Teufel mit der warmen Kleidung! Du solltest ihr lieber raten ein Versteck zu suchen, zu verschwinden. Vilnius entfernt sich. Die Bewohner von Vilnius stehen an den Gleisen und schauen uns an, als seien wir ein Todestransport. Sie segnen uns. Die Polen sind gläubig. Ist das wahr? Fahren wir tatsächlich in den Tod?

Nein! Um alles in der Welt! Wir werden leben, wir werden leben, soll uns der Teufel holen. Wir werden leben und überleben, wir werden kämpfen und wir werden gewinnen – hört ihr?

Naujoji Wilna. Hier steht ein Güterzug voll mit Männern. Ich gehe die zugenagelten Waggons entlang und frage nach meinem Vater.

»Nein, nein, nein. Hier sind nur Leute aus Vilnius«, bekomme ich überall zur Antwort.

Wir werden wieder in die Waggons gepfercht und eingeschlossen. Der Zug fährt ab. Ich hatte weglaufen wollen und hätte es auf diesem Bahnhof auch tun können. In der Nähe waren große Haufen Brennholz, aber ich wusste, dass ich im Zug eine gebrechliche, hilflose Mutter zurücklassen würde. Ich fühlte mich, als sei ich schon zwanzig.

»Grenze, Grenze. Bald kommt die Grenze.«

Die letzten Kilometer in Litauen – die Wälder, die Bäume und die Blumen.

In der Waggontür ist ein Spalt. Etwa fünf Zentimeter groß. Ich nehme den Geruch der litauischen Felder tief in mich auf, damit ich ihn nie vergesse. In irgendeinem Waggon beginnt einer das Lied »Schön bist du, mein liebes Vaterland«. Ein ganzer Zug stimmt mit ein.

Rasch ziehen die Felder Weißrusslands vorüber. Diesmal benötigen wir wohl kein Visum. Orscha, Minsk, Smolensk. Es ist schwül. Wasser ist knapp.

Wenn der Zug hält, stürzen alle hinaus und erleichtern sich direkt am Gleis. Keiner geniert sich. Fährt der Zug wieder an, lässt er jedes Mal eine beeindruckende Landschaft hinter sich. Auf den weißrussischen Bahnhöfen sehen wir häufig Reisezüge, meist fahren sie Richtung Litauen. Gut, gut. Bald wird dort viel Platz sein. Nur zu, ihr Heuschrecken!

Kirov. Die Züge mit den Deportierten halten nebeneinander wie bei einer Parade: Neben dem Zug aus Kaunas steht auf der einen Seite ein Zug aus Riga, auf der anderen einer aus Tallinn. Sei begrüßt Baltikum! Hier und da ergeben sich Gespräche.

Wir stellen uns in einer Reihe auf, um Mittagessen zu bekommen. Immer zu zweit nebeneinander. Irgendwo ganz hinten entdecke ich meine Geschichtslehrerin Spüdienė. Auf einmal wird es still. Wirre Reden im Radio. Krieg!!! Krieg!!!

Wir blicken einander an und eilen mit dem Mittagessen und Zeitungen zum Waggon.

In allen drei baltischen Zügen bricht kurz Freude aus. Vielleicht fahren wir nicht weiter? Vielleicht bringen sie uns zurück? So ein Quatsch. Wir sind doch jetzt hinter der Frontlinie. Die Unruhe steigt: Was passiert jetzt in Litauen? Ist das Land verwüstet? Haben die Verwandten den Bombenangriff überlebt? Wir fahren weiter – fahren, fahren, fahren. Den fünften Tag, den zehnten. Was vom Essen übrigbleibt geben wir einheimischen Kindern, die mit ausgestreckten Händen und hungrigen Augen

betteln: »Chleba, tiotenki ...«\* Das hören wir häufig, nachdem wir die litauische Grenze passiert haben.

Der Ural. Sei begrüßt Mütterchen Asien. Wir sind erschöpft, dreckig und blass, schlafen dicht aneinandergedrängt. Wir sprechen ständig nur über ein Thema, in unseren Köpfen kreist unentwegt eine einzige Frage – wohin fahren wir? Erst dachten wir, es ginge in den Ural, aber der liegt schon hinter uns. Herr Andriukaitis, der früher Kaufmann war, ist ein echter Pragmatiker. Er trocknet sein Brot auf Vorrat und versichert uns, dass wir es ihm bald abkaufen werden. Sein kaufmännisches Talent lebt er sogar während der Fahrt voll aus: Mal kauft er was ab, mal verkauft er, hier und da betrügt er ein bisschen. »In den Erdhöhlen werdet ihr leben, euch erhängen werdet ihr«, belehrt er uns, während er mit vollem Mund kaut. Als ob das alles nur uns beträfe und nicht ihn.

Wenn es Hirsebrei zu essen gibt, ist er der Einzige, der isst. Er isst und sagt: »Ihr esst nicht, ihr esst nicht, bald werdet ihr das bitter bereuen, das sage ich euch.« Brei gibt es in Unmengen – ganze Eimer voll. Einen Teil davon haben wir durch ein Loch rausgeschüttet. Wie wahr waren doch die Worte des klugen Kaufmanns Andriukaitis – an den Brei haben wir tatsächlich schon bald voller Reue gedacht.

Fünftehnter Tag, zwanzigster. Mein Kopf brummt, wir sind ausgelaugt. Da! Wir sind offenbar am Ziel angelangt. In jedem Bahnhof werden jetzt drei bis fünf Waggons abgekoppelt. Westsibirien. Der Bahnhof Troschtschin. Die Waggontür wird geöffnet: »Wygrushajtes, bystrej!«\*\* Wie oft habe ich mir diesen Satz später noch anhören müssen, mit russischen Flüchen ausgeschmückt! Bei der Ankunft wird einem jedes Mal Angst und Bange – wo sind wir, was erwartet uns?

---

\* *Gebt uns Brot, gnädige Tantchen ...*

\*\* *Aussteigen, schnell!*

Wir stehen in kleinen Gruppen auf einem Platz und bekommen unseren Wohnort zugeteilt. Wir sitzen neben unseren Sachen. Zu jeder Gruppe kommt ein »Apostel« und inspiziert unsere Habseligkeiten. Es regnet in Strömen und es donnert. Die Mütter versuchen ihre kleinen Kinder vor dem Regen zu schützen, alle sind vollkommen durchnässt.

Nach der Durchsuchung, die vier Stunden dauert, bekommen wir die Information: »Tak wot, wy budete shit w sweklosowchose.«\*

Wir – die Waggons Nr. 19 und Nr. 20 (insgesamt 50 Menschen) fahren zum Sveklosowchos. Schon im Zug hatte ich mich gewundert, dass sie uns mit Nummern aufriefen. Das Unbehagen überfiel mich erneut, als ein Tschekist brüllte: »Nummer siebzehn!« Ich ... Nummer siebzehn? Nach einigen Minuten kam ich wieder zu mir und wurde rot vor Wut. Ich spürte, wie mein Herz schneller und schneller schlug. Nr. 17 aus dem Waggon Nr. 19, das bin also ich! Gut, dass Papa das nicht hört. Ich fühlte mich, als würden mir Ketten angelegt. Der eiskalte Blick, den der Tschekist mir zuwirft, ist brutaler als ein Schlag. Das ist der Blick eines Sklavenhändlers, der prüft, wie viele Muskeln ich habe, ob ich zur körperlichen Arbeit tauge. Zum ersten Mal fühle ich mich wie ein Gegenstand. Dass ich eigentlich noch zur Schule gehen muss, scheint niemanden zu interessieren. Ich stehe vor ihm, empfinde einen ungeheuren Hass und will aufbegehren wie ein Sklave. Ich wende meinen Kopf zur Seite und sehe meine Mutter an. Ihr Blick ist voller Schmerz. Sie begreift alles und vermeidet es, mir direkt in die Augen zu schauen, aber ich sehe trotzdem, wie ihr die Tränen herunterlaufen. Ihre Tochter und ihr Sohn, der ganze Stolz der Mutter und des Vaters, ihre Quelle der Freude und die ihres Mannes, werden wie Arbeitstiere

---

\* *Ihr werdet also in einem Sveklosowchos leben.*

gemustert. Wir verstehen uns wortlos und sind beide beklommen. Wir haben später nie darüber gesprochen.

Wir leben in zwei riesigen Baracken. Jeden Tag schuften wir achtzehn Stunden auf den Feldern. Keiner jammert, obwohl es hart ist. Die Gesichter sind sonnenverbrannt, unsere Hände werden langsam zu richtigen Arbeiterhänden. Wir verdienen so gut wie nichts. Die Aufseher lassen keine Gelegenheit aus, uns mit Hohn und Spott zu überhäufen – in ihren Augen sind wir Schwerverbrecher. Die Ukrainer dort, auch Deportierte, sind aufrichtig und nett zu uns. Wir können kein Wort Russisch, plappern aber trotzdem drauflos. Unsere Sachen tauschen wir gegen Essen. Der Winter ist gekommen. Durch die Baracken zieht ein kalter Wind.

Wir hoffen alle, dass wir bald wieder nach Hause können. Alle sind davon überzeugt. Das Klima hier ist gut, besonders für Tuberkulosekranke. Irena B., meine gleichaltrige Freundin, musste in Litauen starke Medikamente für ihre kranke Lunge nehmen, hier sieht sie richtig propper aus, wie ein Quarkkrapfen. Der Winter ist zwar kalt, dafür aber trocken. Und er ist schnell vergangen. Danach kommt der Frühling, Zeit die Felder zu bestellen.

Ich sehne mich nach Schlaf. Wenigstens eine Minute, nur einen Augenblick. Der Zug jagt schaukelnd und heult dumpf. 72 Menschen schlafen in einem Waggon, stehend und mit geöffneten Augen. Ich höre lautes Atmen und spüre ein Zittern an meiner Seite. Das ist Genè Markauskaitė – ein zehnjähriges tuberkulosekrankes Mädchen, gelb wie eine Zitrone. Ihre Augen liegen tief in den Höhlen, die Lippen sind blau. Sie zittert vor Kälte, mir ist heiß. Die Läuse krabbeln über ihren Hals und ihre Schulter, kommen zu mir rüber und verschwinden irgendwo.

Krasnojarsk. Bereits eine Woche dauert diese irrsinnige, höllische Fahrt. Oben an der Decke flackert eine winzige Lampe im



Dunkeln. Konnte ich früher nachts wirklich schlafen? Konnte ich beim Schlafen sogar meine Beine ausstrecken? Nein, das glaube ich nicht.

Ich kann mich kaum bewegen, meine Beine schwellen an. Alles versinkt im Nebel – wie im Traum blicke ich auf das Gesicht von Genè, sie hustet mich an. Warum zum Teufel müssen wir zusammengepfercht fünf Tage und Nächte derart durchgeschüttelt werden, einander ins Gesicht atmen und fetten Läusen als Futter dienen?

Sie prügeln sich, diese Esel! Ein dicker Jude versetzt der Mutter von Genè einen Schlag mit dem Stock, weil sie sich an ihn gelehnt hat. Idioten – Pest und Cholera! Sie werden bald krepieren und zerfleischen sich trotzdem gegenseitig voller Hass. Wären im Waggon wenigstens ein paar Menschen weniger, könnte man besser atmen. Geschrei. Hysterie. Vielleicht werde ich ersticken. Ich träume, obwohl ich nicht schlafe. Die Reise dehnt sich ins Unendliche. Plötzlich beherrscht mich der Wunsch, der Zug möge entgleisen und die Waggons auseinanderbrechen, damit ich endlich frische Luft bekomme. Ich werde wahnsinnig.

Endlich. Wir sind angekommen. Der Waggon leert sich schnell. Erde unter den Füßen. Meine Beine, nicht mehr ans Laufen gewöhnt, knicken ein. Es regnet. Überall Schlamm. Die Unterkünfte sind 500 Meter entfernt. Wir schleppen unser Zeug hin. In einen großen Raum, unglaublich schmutzig und voller Gestank von dreckigen, schwitzenden Körpern und Lumpen. Nach gut zehn Minuten schlafen die 5000 Menschen in diesem Pferdestall oder vielleicht auch ehemaligem Clubraum ein. Wie angenehm es ist, wenn die Gelenke sich entspannen können. Stille.

Wir erfahren, dass wir uns in Makarow befinden, nicht weit entfernt vom Fluss Angara. Ein umtriebiger und energischer

Mann namens Zienčikas mutmaßt, dass wir wahrscheinlich bald auf Dampfer umsteigen werden. Alle Augen glänzen. Die Vorstellung, nach Amerika ausreisen zu können, beherrscht uns allmählich alle. Manche glauben nicht daran, die meisten aber wollen es glauben. Auch wenn es nicht wahr ist, man kann getrost zwei Wochen in dieser Hoffnung leben, sich ganz der Illusion hingeben, bald frei zu sein. Viele führen zahlreiche Beweise an, die diesen Glauben stärken. Zigmas Steponavičius, ein ehemaliger Student der Akademie für Landwirtschaft, erzählt uns seine Geschichte. Er hatte seine Uhr an irgendeinen Geheimdienstler verkauft. Bald darauf blieb die Uhr stehen. Der Käufer zeterte ärgerlich: »So undankbar sind also die Litauer, man bringt sie an einen guten Ort und sie bedanken sich auf diese Weise.« Ich traue dem Ganzen nicht. Wenn es eine Anordnung gegeben hätte die Litauer umzusiedeln, dann würden jetzt alle mitfahren. Wieso fährt denn Matiukienė, die bei den Leitern der Sowchose so beliebt war, nicht mit? Am Ende werde auch ich vom allgemeinen Enthusiasmus angesteckt. Wir werden also nach Amerika fahren oder in die amerikanischen Gebiete, wie Krikštānis erklärt. Und der ist eine Autorität für mich. Im Moment durchlebe ich eine Phase, in der ich mich gern allen Autoritäten beuge, weil ich selbst keine eigene Meinung habe.

Wir gehen in den Baderaum und beeilen uns. Wir sind sofort losgerannt, als wir hörten, es sei möglich sich zu waschen. Ich, Morkutė und als Dritte, wenn ich mich recht entsinne, Zienčikaitė. Der Baderaum ist groß, wunderbar. Er ist offenbar gebaut worden, um die sich nach Norden oder nach Osten bewegend Menschenmassen zu säubern. Ein junger, gut aussehender Mann nimmt unsere Sachen in Empfang und fragt woher wir kommen. Als er hört, dass wir Litauerinnen sind, lässt er uns wissen, dass auch schon Finninnen, Estinnen und Ukrainerinnen bei ihm gewesen seien. Er rät uns, sich rasch auszuziehen,

weil bald Massen von Frauen hereinstürzen würden. Wir drei Mädchen wechseln erstaunte Blicke. Wir sind überrascht und erkundigen uns, wieso hier keine Frau arbeitet. »In der Männerabteilung arbeitet eine Frau«, antwortet er und grinst. Alles klar, daran ist nichts zu ändern: Wir ziehen uns aus und händigen ihm der Reihe nach unsere Kleidung aus. Diese wird zur Desinfektion und Vernichtung der Läuse an einen Haken gehängt. Nach dem Baden fühlen wir uns nicht nur vom Dreck, sondern auch von der Erschöpfung befreit. Der Schönling gibt uns unsere Kleider zurück und gratuliert uns mit einem reizenden Lächeln, die Badeprozedur erfolgreich absolviert zu haben. Wir ziehen uns ohne Eile an und verabschieden uns herzlichst von ihm. Am selben Abend werden wir mit den Lastwagen einige Kilometer weiter an die Ufer der Angara gebracht. Wir wohnen in zwei riesigen Holzscheunen. Die Hälfte von uns passt nicht rein und übernachtet draußen. Hier bleiben wir eine Woche. Ich schaffe es sogar, mit dem Zug nach Tscheremchow zu fahren und verkaufe dort einige unserer Habseligkeiten. Ich kehre mit Mehl, Butter und anderen Lebensmitteln zurück.

Die Abende an diesem Ort sind einzigartig. Nach Sonnenuntergang werden die Lagerfeuer angezündet. Wir wohnen mitten im Wald, erst sammeln wir Holz, dann lassen wir die Feuer bis in die frühen Morgenstunden brennen. Dort kommen alle zusammen – jung und alt. Auf einer riesigen Fläche verteilen sich die kleinen, flackernden Punkte. Tausende von Litauern singen und vergessen vorübergehend ihre Sorgen. Der Wald bebt, bewegt von den kraftvollen Liedern. Das erste ist meist die Hymne der Deportierten »Leiskit į tėvynę«.\* Ich bin nicht sehr musikalisch und nicht besonders sensibel, aber dieses Lied rührt mich sehr. Es ist gut möglich, dass für jemanden, der die

---

\* *Lasst uns in die Heimat zurück. (im Original Litauisch)*

Deportierten in den Wäldern von Angara singen gehört hat, später keine Chormusik und kein Lied je wieder an die dort erlebte Schönheit heranreichen konnte. An einem Lagerfeuer beginnt es, an einem anderen wird sofort eingestimmt, so geht es weiter und weiter – bis der große Wald mit traurigen, wehmütigen und melodischen, litauischen Liedern erfüllt ist. Man hat das Gefühl, zu Hause zu sein und die Tränen fließen. Durch die Lieder fühlen wir uns verbunden, sie geben uns Kraft und zeigen uns, dass uns noch vieles bevorsteht, dass wir noch vieles aushalten und meistern müssen. Die Lieder bringen Litauen nah, wenn auch nur für einen kurzen Augenblick, sie stärken die Hoffnung auf Rückkehr. Ich weiß nicht, was in den Köpfen der anderen vorgeht, aber ich frage mich immer wieder – wenn ich die vom Gesang bewegten Deportierten sehe – wie viele von uns wohl niemals die Rückkehr in die Heimat erleben werden ... Ein bedrückendes Unbehagen überfällt mich: Es ist, als sähe ich den Schatten des Todes über vielen Köpfen. Vielleicht war das die Vorahnung eines Kindes. Aber sie wurde wahr. Mich wundert nur, dass mir nie eingefallen ist, ich selbst könnte auch sterben. Heute denke ich, dass in genau diesen Tagen ein tiefer Glaube in mir entstanden war – was auch immer kommen mag, ich werde es überleben und basta. In diesen Tagen wuchsen in mir eine Hartnäckigkeit und Trotz, ja, ein starker Wille, für mein Leben zu kämpfen. Kämpfen und gewinnen. Ich glaubte fest daran, dass ich überleben würde.

Wir werden auf Schiffe verfrachtet. Es sind Dampfer. Zwei Tage lang schippern wir die schnell strömende Angara hoch. Sonnige Tage, am Fluss entlang erstreckt sich eine wunderschöne Uferlandschaft, mein Kopf ist leer, will an nichts denken. Nach einiger Zeit legen wir erneut am Ufer an, steigen aus, dann fängt es an zu schütten. Warum regnet es immer wenn wir rausmüssen?

Das Manuskript von Dalia Grinkevičiūtė erschien 1997 unter dem Titel *Litauer an der Laptewsee* beim Verlag des litauischen Schriftstellerverbandes, Vilnius.

Originaltitel: Dalia Grinkevičiūtė *Lietuviai prie Laptėvų jūros*, Vilnius: Lietuvos rašytojų sąjungos leidykla, 1997.

Bildquellen, Abdruck mit freundlicher Genehmigung: Genozid- und Resistenzzentrum, Vilnius (S. 129, 142, 155, 168, 181); Litauisches Nationalmuseum (S. 9, 10, 25, 38, 51, 64, 77, 90, 102).

Kartenskizzen: Anna Husemann (S. 4–5, 116).

Copyright der deutschen Ausgabe:

© MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH,  
Göhrener Straße 7, 10437 Berlin

Erste Auflage 2014. Alle Rechte vorbehalten.

Die Übersetzung ermöglicht durch »Books from Lithuania«.



Gestaltung: Tomas Mrazauskas, Berlin

Herstellung: Hermann Zanier, Berlin

Druck und Bindung: Balto, Vilnius

ISBN 978-3-88221-387-4

[www.matthes-seitz-berlin.de](http://www.matthes-seitz-berlin.de)